

**Hans Thiersch**

**Eingangsstatement zur Podiumsdiskussion am 20.03.2018 auf dem Kongress der DGfE in Essen<sup>1</sup>**

Ich sitze hier nicht gern – ich habe mit Fabian Keßl sehr diskutiert und ihn so verstanden, dass der Vorstand mich zu dieser Diskussion einlädt als jemanden, der aus der Auseinandersetzung mit dem früheren schmerzlichen Versagen der DGfE und aus dem Horizont der allgemeinen Diskussion in der Erziehungswissenschaft etwas sagen sollte. Das tue ich nun also.

Ich war im Jahr 2000 Mitglied des Ethikrats und wir, auch ich, haben damals entschieden, dem Vorstand zu empfehlen, dem Antrag, Gerold Becker aus der Gesellschaft auszuschließen, nicht stattzugeben. 2010 war ich – und waren wir – fassungslos über das, was zu Tage getreten ist, fassungslos auch darüber, wie falsch wir entschieden hatten. Wir hätten gleichsam von Amts wegen die Notwendigkeit einer Prüfung gehabt, und haben sie nicht wahrgenommen; wie hatten eine Chance und hätten der Gesellschaft und vor allem den Opfern Leid und Kampf erspart. Das aber steht hier nicht zur Debatte.

Die Frage ist, wie konnte es passieren. Natürlich geht es da auch um Fragen nach kollegialer Rücksichtnahme, nach Befangenheit, nach der Angst um das Image; ich glaube aber, dass es im Fachdiskurs außerdem inhaltliche Strukturen der Verdrängung gibt, die aufgearbeitet werden müssen; auch wenn es naheliegend sein mag, solche Fragen als Ablenkung zu verstehen, scheint mir dies kein Einwand, sie zustellen.

Ich folge dazu der Spur, wie die Frage der sexualisierten Gewalt in der Sozialpädagogik verhandelt wurde. Ich gehe zurück. 1970. Die Sozialpädagogik kämpfte gegen die skandalösen Zustände in der Heimerziehung, im Jugendamt, es ging um Stigmatisierungen, um totale Institutionen, es ging um die Gewalt, deren Opfer die Heranwachsenden waren, es ging um ihr Leid und um ein neues eigenes Leben. – Ein damals überall verhandeltes Buch war Wolfgang Werners „Vom Waisenhaus zum Zuchthaus“; die Sozialpädagog\*innen haben damals alles Leiden, alle Demütigungen und alle gesellschaftlichen Brutalitäten rekonstruiert, aber Fragen der sexualisierten Gewalt wurden nicht thematisiert, obwohl sie greifbar waren: Vergewaltigung, Erpressung, Zuhälterei. Das passt dazu, dass in damaligen Publikationen zur Sexualität (z.B. Brocher/ von Friedeburg (1972): Lexikon der Sexualerziehung)

Vergewaltigung oder Missbrauch nicht behandelt werden.

Warum hat die Sozialpädagogik damals den Zusammenhang von Sexualität und Gewalt nicht gesehen?

---

<sup>1</sup> Beteiligt an der Podiumsdiskussion waren außer mir noch Sabine Andresen, Barbara Rentorff und Andreas Hoffmann-Ocon.

Natürlich hat sie über Sexualität geredet, aber da ging es um Emanzipation, um den Aufbruch aus dem Muff der fünfziger/sechziger Jahre, um den Kampf gegen die Verklemmungen und Denunziationen des vorehelichen Geschlechtsverkehrs, der Homosexualität, der Onanie, gegen die pauschale Stigmatisierung von Mädchen und Frauen mit dem Label des häufig wechselnden Geschlechtsverkehrs. Es ging um Freiheit auch in der Sexualität, die – so würde ich von heute aus pointiert formulieren – als eine Spielart der Habermasianischen herrschaftsfreien Kommunikation gesehen wurde

Dass das so nicht aufging, wurde bald deutlich. Die feministische Forschung hat sexuelle Gewalt thematisiert – Wildwasser und Zartbitter z.B. entstanden und es ergab sich daraus auch eine sozialpädagogische Fachdiskussion, die dann 2002 z. B. zu der Publikation von Fegert und Wolf führte. – Das aber war eine spezifische, auf eine spezifische Frage bezogene Diskussion. Ich z.B. habe sie auf dem Fürsorgetag 1998 im Zusammenhang der allgemeinen Frage von Gewalt und Pädagogik, von Gefährdungen und Risiken in der Asymmetrie des pädagogischen Handelns nicht gestellt. Die allgemeine Diskussion war – so würde ich von heute aus sagen – gleichsam eingelullt von der von Nohl noch einmal pointierten Trennung zwischen pädagogischem Eros und anderem Eros, also dem pädagogischen Bezug, der gut und förderlich war, und der Sexualität, mit der wir als Pädagogen nichts zu tun hatten. (Ich denke heute manchmal, dass die gegenwärtige Diskussion die späte Rache Freuds ist.) Seit den neunziger Jahren ist deutlich, dass das Programm der siebziger Jahre, die Adressat\*innen in ihren Erfahrungen und ihren Verletzungen, Traumatisierungen und Leiden, in ihren Hoffnungen und Erwartungen ernst zu nehmen und von ihnen aus zu arbeiten, so, wie es programmatisch formuliert war, nicht ausreichte. Die Frage nach der Stimme der Adressat\*innen als Subjekt ihres eigenen Lebens wurde zunehmend thematisiert. Die Biographieforschung wurde ausgebaut, ebenso wie die zu den Care-Leavern, also den Opfern der Erziehungshilfen und ihren Traumatisierungen und Erfahrungen; Kinderrechte stehen im Mittelpunkt der Diskussion.

So weit zurück gleichsam zur Vorgeschichte der gegenwärtigen Diskussion.

Vor diesem Hintergrund ist es irritierend – und verstörend –, dass die Sozialpädagogik erst so spät – und angestoßen durch die Betroffenen und die Presse – verstanden hat, dass die Frage nach dem Zusammenhang von Gewalt und Sexualität eine Weiterführung, eine überfällige und notwendige Konkretisierungen der Frage nach Gewalt und Sozialpädagogik ist und dass sie diese Frage als konstitutiv im Zusammenhang mit der Integrität des Subjekts der Adressat\*innen aufgegriffen hat, dass sie ins Zentrum der Theorie und zu einem anderen, erweiterten, ausdrücklich zu Fragen der Sexualität erweiterten Bild der Pädagogik der

Heranwachsenden führen muss. Erst spät und zu spät hat sie die notwendige Brisanz dieser Frage erkannt.

Soweit zum Rückblick. Was ist zu tun? Fünf Stichworte:

- ein gutes Programm genügt nicht, es feilt nicht gegen Missbrauch und gegen Nebenfolgen, die in ihm angelegt sind. Es braucht immer die in ihm eingebaute Selbstkritik.
- Die Diskurse innerhalb der Erziehungswissenschaft müssen anders und direkter kritisch aufeinander bezogen werden; Kongresse wären sicher ein guter Ort, solche in der Disziplin notwendigen übergreifenden und sich herausfordernden Diskurse zu intensivieren.
- die Absicht, die Adressat\*innen in ihrem Subjektsein und in ihren Rechten zu stärken, muss – so wie es überall inzwischen begonnen hat – dezidiert ausgeschärft werden gegen die Macht von Traditionen und für die Sensibilität von Leid und unzumutbaren Verhältnissen und gegen die Macht des Nicht-Zuhörens, Weghörens, Verschweigens, Verunsicherns und vor allem Beschuldigens.
- die Sozialpädagog\*innen müssen sensibilisiert werden für die in ihrem Beruf liegende strukturelle Gefahr des Zusammenhangs von Pädagogik, Gewalt und sexualisierter Gewalt, aber ebenso für die in der Struktur und Organisation der Kollegialität gegebenen Fallstricke. Das muss Konsequenzen für die Ausbildung haben – vor allem aber auch für die Arbeits- und Verfahrensprogramme in den einzelnen Einrichtungen.
  - Solche auszuscharfenden Programme stehen dann in der Hoffnung, dass die Sozialpädagogik – und die Erziehungswissenschaft – den Status der Adressat\*innen neu fassen, und darin ihre Arbeit und ihre Position glaubwürdig vertreten kann.